

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

18.4.1920 (No. 16)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

9. Jahrgang

Nummer 16

18. April 1920

Inhalt: Mittelalterliche Tanz- und Liebeslieder. / Ecco tempus. Von Porphyrius (Karlsruhe). / Karlsruher Künstlererinnerungen. (Schluß). Von Hans Sude. Aus dem Norwegischen übersetzt von Carén Lessing. / Das Bächlein. Von Hermann Essig f. Das Ebenbild Gottes im Variété. Von Ulrich v. d. Trench (Karlsruhe). / Die Tat des Jakob Funderisen. Von Wolf Gustaf Hærdler (Liedolsheim).

Mittelalterliche Tanz- und Liebeslieder.

1
Trauern will ich lassen stehn,
Wollen auf die Heide gehn,
Ihr lieben Gespielen all,
Da sehen wir der Blumen Schwall.
Ich sage dir, ich sage dir
Mein Gefelle komm mit mir.
Süße Minne Minne bind,
Reime, mir ein Kranzgewind!
Tragen soll es ein stolzer Mann
Der wohl Frauen dienen kann.

2
Floret silva undique
Um meinen Gefellen ist mir weh.
Der Wald ist grün allenthalben
Wo ist mein Gefelle so lange?
Er ist geritten von hinnen
D weh, wer soll mich minnen?

3
Komme komm Gefelle mein
Denn in Zittern harr ich dein
Denn in Zittern harr ich dein
Komme komm Gefelle mein.
Süßer rosenfarbner Mund
Komm und mache mich gesund
Komm und mache mich gesund
Süßer rosenfarbner Mund.

Ecco tempus.

Von Porphyrius (Karlsruhe).

„Dem Zeit ist wie Ewigkeit / Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit / Von allem Streit.“

Jakob Böhme.

Je reicher eine Epoche im Leben der Menschheit an historischem Wissen ist, um so mehr gerät sie in Konflikt mit sich selber, sobald sie beginnt, sich auf ihr eigenes Wesen zu bestimmen. Sie wird dann entbeden, daß sie sich infolge ihrer historischen Orientierung durch die Vergangenheit hat beeinflussen lassen, und so sich gegen Dinge lehnen, die vielleicht zu den Notwendigkeiten ihres eigenen Daseins gehören. Sie wird das „Alte“ zu beseitigen suchen und danach trachten, ein Neues an seine Stelle zu setzen, das sie aus sich heraus gebiert, und das ihr in keiner Weise durch Vergangenes bedingt erscheint. Es ist un schwer, in der Gegenwart eine solche Epoche zu erblicken, und ganz deutlich stellt sich der Grundzug der Zeit auf der Seite dar, die als das treibende Moment, von dem die letzten Dinge abhängen, angesehen werden muß: im Geistig-Ethischen. Und nur scheinbar verdeckt die Politik jenen Konflikt; ist sie doch nur eine äußere Erscheinung jener geistig-ethischen Kräfte, gänzlich von ihnen abhängig und erst durch sie überhaupt erklärbar. Im Ueberschaubar ihres Geltungsbereichs liegt einer der Hauptfehler der gegenwärtigen Tagespolitik, der nur durch die Besinnung auf ihren letzten Grund zu beseitigen ist.

Das Geistig-Ethische bildet die causa movens alles Geschehens, und so müssen wir zum Verständnis der gegenwärtigen Zeitlage es da aufsuchen, wo es sich uns am klarsten darstellt. Wenden wir uns zunächst zur Kunst.

Ludwig Rubiner schreibt in seinem Buche „Der Mensch in der Mitte“ zur Widerlegung der Huber'schen These vom motorischen und sensorischen Menschen („Beide denken; aber des einen Denken meint Wirken, des anderen Denken meint Form.“) in richtigem Erfassen des Problems: „Allzu lange hören wir schon das geheimnisvolle Murmeln der Formtheorien. Wir machen das nicht mehr mit! Denn diese vage, doch in sich selbst schon selb verankerte, inzichtartige Sehung der Form an sich konnte nur möglich sein in einem Zeitalter des unsichersten Relativismus... Vor der Idee des Absoluten verliert aber „Form“ jede Selbstständigkeitsbedeutung. Und „Wirken“ kann doch nur im Sinne des Wirkens zur Formwerdung von Geistigem aus gesprochen werden, im Sinne der Verwirklichung. Worin sollte denn Wirken sich äußern, wenn nicht in Form? Können aber die, die sich auf ihn berufen, wirklich das von sich sagen, was er weiter unten pathetisch proklamiert: „Wir, wir gaben der Kunst — indem wir sie aus dem Inhaltswert vertrieben — erst wieder Inhalt. Wir gaben ihr, deren Existenzmöglichkeit wir vernichteten, erst wieder neue Existenzmöglichkeit, neue Geburt, neues Sein, neuen Quell, neue Aufgaben usw.“ — gilt das wirklich von jenen? Gerade die wahre Erkenntnis, daß Form zugleich Formung und als solche erst wirklich, daß nur das Wirksame wirklich ist, geht den Bildhauern von heute in ihrem Ultraradikalismus verloren.

Doch nicht ihre Schuld allein ist dies, sondern zum großen Teil die einer Zeit, die für das Wirksame als einzig Wirkliches keinen

Sinn mehr hatte, weil der Begriff des einheitlichen, absoluten Geistes ihr durch Naturalismus, Skeptizismus und Agnostizismus verloren gegangen war. Der Kernsatz Hegels: Alles Wirkliche ist vernünftig, und nur das Vernünftige ist wirklich, in den Augen derer, die Hegel nie kannten, weiter nichts als „platter Nationalismus“, muß wieder in seiner ganzen Bedeutung erkannt werden; so lange das nicht zutrifft, können die Versuche einer Menschaffung als solche nicht einfach von der Hand gewiesen werden. Doch werden sie an sich so lange zu keinem Ziele gelangen, als sie eine Schöpfung aus dem Nichts erstreben. Der Mittelpunkt, aus dem heraus sich alles gestaltet, fehlt, und ihn gilt es zu finden!

Die vielen Versuche in der gegenwärtigen Philosophie, eine Ethik zu begründen, zeigen uns eine Notwendigkeit: ohne Religion ist alle Ethik, rein auf sich gestellt, ein Bau, dem das Fundament fehlt. Wahrhaft sittliches Handeln kann nur außer-ethischen, objektiven Zwecken gelten; das sind sie aber nur als Zwecke eines Absoluten, als Zwecke „Gottes“. Nicht Religion hat sich ganz in Sittlichkeit aufzulösen, nicht Sittlichkeit = Religion, wie Hermann Cohen es will, sondern wahre Sittlichkeit ist ohne Religion nicht denkbar. Dem Menschen der Gegenwart, der das in seinem religiösen Verlangen empfindet, drängt sich aber aus seinem Innern noch etwas anderes mit unabwiesbarer Gewalt auf: die metaphysische Forderung, das Sehnen nach den letzten Erkenntnissen. Und über dem Suchen nach dessen Befriedigung wird das eigentliche religiöse Ziel nach und nach ganz außer Acht gelassen. Man trachtet, sich möglichst schnell und einfach in den Besitz der höchsten Erkenntnisse zu setzen: der eine Weg, der zum heutigen Mystizismus führt. Der andere, von der Steptis her, ist nicht so gefahrdrohend, weil er mit einem gewissen Nütze an Kritik begangen wird, das bei dem ersten meistens fehlt. Denn nur so erklärt sich die große Anhängerenschaft, die heute eine Bewegung wie die anthroposophische finden konnte. Rein äußerlich ist sie vergleichbar mit der Gnosis zur Zeit der Entstehung des Christentums; was uns aber gerade bei den antiken Gnostikern zur Bewunderung zwingt, ihr entschlossenes, mutiges Streben, müssen wir bei sämtlichen Vertretern der modernen anthroposophischen und theosophischen Bewegung mit verschwindend wenigen Ausnahmen (Blavatsky?) vermessen. Hiermit sind wir aber einem Vergleich auf die Spur gekommen, der zur Betrachtung der Gegenwart in mancher Beziehung anregend wirken kann, und der sich vielen schon längst aufgedrängt hat: die auffallende Uebereinstimmung der Entstehungszeit des Christentums mit unserer jetzigen Zeitlage.

Man hat im Christentum eine soziale Bewegung (Kalthoff, Kautsky) erblickt, doch ist dieser Standpunkt für den, der sich eingehender mit jener Zeit von so weltbewegender Bedeutung beschäftigt hat, möge er auch von der Notwendigkeit sozialer Neuerungen überzeugt sein, im Grund nicht haltbar. Für das, was uns

hier an dieser Sache interessiert, liefert das Material ein Werk, das, mit kultursynthetischem Blick geschrieben, zu dem Besten gehört, was an Erscheinungen dieser Art vorliegt: „Der urchristliche Erdkreis und sein Mythos“, von Samuel Lublinski. Mag auch der „Fachmann“ glauben, das oder jenes besser zu wissen; um eine Tatsache dürfte kein Streit bestehen: hier wird die ganze Fülle der Erscheinungen, die der Griffel Aios uns so verworren und lüdenhaft überliefert hat, an ihrer Wurzel gepackt und für die Bewegungen jenes Zeitalters eine Erklärung geboten, die dem objektiv Urteilenden als die für den heutigen Stand der Kenntnisse einzig mögliche erscheinen muß. Wir können es uns an dieser Stelle erparen, auf die vielen Vergleichspunkte einzugehen, die sich bei der Durchbrechung des Rahmens von Lublinskis Ausführungen noch bereichern lassen. Es bietet viel des Interessanten, den damaligen Nationalitätsgedanken mit dem heutigen zusammenzuhalten, wie er sich von der wirtschaftlich-territorialen Grenze losgerungen hat. Oder wie sich in der Philosophie jener Zeit die gänzliche Leugnung der reinen Vernunft vollzog, und bei den Epikuräern Protagoras über Platon den Sieg davontrug — das im Vergleich mit ähnlichen Strömungen, wie sie vielfach die Grundlage unserer heutigen Weltanschauung bilden, deren Pragmatismus dem der damaligen Zeit nicht unähnlich erscheint. — Für uns, die wir im urchristlichen Mythos mit Lublinski „die erste kulturelle Großtat des Individualismus“ erblicken, gilt es, die damaligen Geschehnisse in ihrem tiefinnersten Kern zu erfassen, der sich da bloßlegen wird, wo wir die Mächte am Werke sehen, die den Bau der damaligen Kirche, der Mysterienkulte, aufführten. Jene Zeit, von einem tiefen Dualismus durchzogen, erfüllt von einer wahn sinnigen Furcht vor dem Tode, hatte eine ethische Romantik herausgebildet, die den Menschen zur Reinigung seiner Seele von allen Schlacken des Irdischen in die Geheimkulte drängte. Diese waren aus dem Urgestein der ältesten Kosmogonien geformt, und das Schlüsselstück bildete die Unsterblichkeitslehre. Der Schwerpunkt liegt zweifellos in der, für jene Zeit völlig neuen, ethischen Romantik. Aber keine Ethik der Gemeinschaft war es mehr, sondern eine Ethik des Individuums, die zu seiner völligen Unabhängigkeit führen sollte. Und doch — das Ideal der Politeia war noch nicht ganz verloren gegangen, nur stieg es langsam empor zum Himmel, bis schließlich die Gemeinschaft nur in den Mysterienkulten, bei der symbolischen Vereinigung der einzelnen Menschen mit der Gottheit gegeben war. So geschah die vollkommene Loslösung des Individuums von allen objektiven Zwecken, von Familie und Staat; nur der eigenen Erlösung galt alles Sinnen und Trachten, und eine Erscheinung erhält hierdurch einen ganz neuen Sinn: die Verneinung des Fleisches. Mit ihr vereint der Mensch zugleich die Natur, die durch die Triebe des Menschlichen sich selbst, nicht ihn erhalten will; mit ihrem Überwinden sichert er sich zugleich die Unsterblichkeit seiner Seele.

Wenden wir von hier den Blick auf unsere Zeit, so werden wir zunächst eines gewahr: Das Wort „Politik“ ist bei uns — trotzdem, oder gerade weil es jeder im Munde führt — zu einem der inhaltstieftesten Begriffe geworden, es scheint gar oft in einem Wolkenfuduckdheim zu thronen, ähnlich, wie es jener Zeit mit der Politeia erging. Das Individuum ist der unumschränkte Despot, und es hieße mit verbundenen Augen durch die Welt gehen, wollte man die Folgen davon auf erotischem oder wirtschaftlichem Gebiet im Leben des Einzelnen nicht erkennen. Und wie damals das, was gerade das Individuum im Diesseits schon über sich hinausheben soll und kann, die Religion, auf die Stufe eines Individualkults herabstank, den die christlichen „Gemeinden“ mit ihrem Jenseitigsglauben nur scheinbar aufgehoben haben — so sehen wir heute den Strom des religiösen Lebens in Kanäle geleitet, die überallhin, nur nicht in das Meer der Unendlichkeit münden. Bewegungen wie die bereits erwähnte Anthroposophie oder der Okkultismus, die den Menschen aus der Flut des Materialismus herauszuheben vorgeben, stürzen ihn in Wahrheit nur um so tiefer hinein, nicht nur, weil sie da und dort die Seele für eine „Substanz“, ja verschiedentlich (in der Esoterik) für „Stoff“ ausgeben, sondern vor allem durch das Großziehen eines falschen Persönlichkeitsglaubens; wohl sind sie, die Anthroposophen besonders, ganz und gar nicht weltflüchtig, doch wird dem Individuum eine Stellung in diesen Lehren bei aller mehr oder weniger ernst gemachten Betonung sozialer und anderer Pflichten angewiesen, die notwendigerweise zu einer einseitigen Ueberhöhung und daher unethischen Denkweise führen muß. — Was endlich die Verneinung des Fleisches angeht, so wissen die verschiedenen Anhänger des „europäischen“ Buddhismus vielleicht am allerbesten, sicher aber besser als die Mysterienanhänger von damals, daß die Askese — ein verfeinerter Genuß ist!

So Großes der zeitbürtige Individualismus auch geleistet hat, diese seine Auswüchse müssen uns zu denken geben. —

Ein jeder Mensch, der einmal in klarer Nacht seinen Blick zum bestirnten Himmel wandte, den so die Unendlichkeit im Endlichen leise mit ihrem Schleier streifte, wird sich an diesen Augenblick immer erinnern, wenn er durch irgendwelchen Anlaß Einkehr bei sich hält. Hier oder in jenem Moment, ganz gleichgültig, — der eine wird sich selber zuerst groß und dann unendlich klein vorkommen, dem andern wird es umgekehrt ergehen. Hier haben wir die ganze Frage in ihrer klarsten Unmittelbarkeit. Bei allem handelt es sich um eines, um Zeit und Ewigkeit. Während es doch ein Widerspruch ist, daß der Mensch der Gegenwart sich als historische Erscheinung betrachten könne, gehören alle die, die nicht mehr in seine Lebensbahn hineingreifen, für ihn der Ge-

schichte an. Und nur, indem Menschen wieder Gegenwartswert für mich erhalten, kann ich wirklich aus ihrer Hand etwas empfangen; so, wenn ich mich in die Enneaden des Plotin vertiefe oder wenn Meister Eckhart zu mir spricht. Das eigentlich Vergangene kann nie mehr für mich Wirklichkeit erlangen, nie mehr, sobald es der Zeit und nur ihr angehört. Das empfindet der Mensch und sucht so über die Zeit hinaus, sein Dasein sub specie eternitatis zu führen. Dies Verlangen treibt ihn dem Mystizismus in die Arme, dieser Drang läßt ihn nach Verinnerlichung sehnsüchtig suchen.

Doch wo sucht der Mensch von heute die Verinnerlichung? Auf der falschen Fährte. Er sucht sie im Ich. Und einzig und allein im Selbst ist sie zu finden. Wenn wir heute einen falschen Individualismus am Werke sehen, der doch nichts weiter als ein verkappter Egoismus ist, so hat das im Verfolgen dieser falschen Fährte seinen tiefinnersten Grund. Die Wesenseinheit der Menschen ist durch die übertriebene Herausstellung des Ich dem Bewußtsein unserer Zeit entschunden. Und im Fehlen des Begriffs vom einheitlichen absoluten Geist, wie wir bereits sahen, haben wir den Grund für diese Erscheinung zu suchen.

Was viele abhält, sich einer theosophischen oder anthroposophischen Gesellschaft anzuschließen, ist ihr Vertrauen auf die Ergebnisse der modernen exakten Wissenschaft. Und auf der andern Seite hat Rudolf Steiner nicht zum wenigsten deshalb so viele Anhänger gewonnen, weil er bis zum Ueberdruß vorgibt, in der zeitbürtigen Wissenschaft so genau Bescheid zu wissen; was man ihm argwöhnisch der Anhängererschaft, die seine Dreigliederungslehre gefunden hat, beinahe glauben kann; nur mögen die Nachläufer und Nachbeter bedenken, daß diese Dreigliederung des sozialen Organismus, in so schönem Deutsch sie auch vorgetragen wird, zum sozialen Mechanismus führen muß. — Das vergangene Jahrhundert hat man das Jahrhundert der Naturwissenschaften genannt, doch nicht nur als eine Nachwirkung dieser Herrschaft der exakten Wissenschaft kann man die oben angeordnete Erscheinung bezeichnen, die sich in vielen Dingen weiter verfolgen läßt. Die Einheitlichkeit und Geschlossenheit, die man von einer Weltanschauung verlangt, muß diese, das ist eine allgemeine, keineswegs äußerliche Forderung, auch mit den Naturwissenschaften in Einklang zu bringen versuchen. Ein deutliches Beispiel bildet der Heidelberger Philosoph Heinrich Rickert, der erst die „Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“ festzulegen sucht, um zum Individuellen, Kulturellen zu gelangen. Doch wird hier so wenig eine Einheit erzielt, wie auf der andern Seite bei Wilhelm Ostwald. Und darin ist vielleicht einer der Hauptgründe zu suchen, weshalb die zeitgenössische Philosophie eine Metaphysik fast durchweg ablehnt; sie fühlt, daß mit dem Erstreben einer Metaphysik ihre ganze Methode Schiffbruch erleiden müßte. Es bleibe hier dahingestellt, wie weit sich gerade die heutigen Verächter der Metaphysik bereits auf metaphysischem Boden befinden. So sehen wir keine wahrhafte geistige Einheit erstehen, und wenn oben die Rede vom Mittelpunkt war, den es zu suchen gilt, so dürfte jetzt klar sein, was damit gemeint ist. Eine Einheit muß erstrebt werden, nicht nur auf dem oder jenem Gebiet, sondern überall in gleicher Weise. Und hier heißt es, den Suchenden einen Namen entgegenzurufen, der ihnen diese Einheit in ihr Denken bringen wird. Dieser Name lautet Edward von Hartmann.

Würde die Kathederphilosophie diesen Mann so gekannt haben, wie sie ihn in Verruf gebracht hat, wahrlich es stände heute besser um sie. Daneben aber wäre es eine zwar recht undankbare, doch nicht minder interessante Aufgabe, einmal zu untersuchen, wieviel von dem, was so mancher Philosophus von heutzutage der staunenden Mitwelt als seine Weisheit vorlegt, von Hartmann bereits — vorher gedacht wurde. Allerdings, es wird dann von dem, der diese Untersuchung vornimmt, heißen, was Karl Jodel im Vorwort seines Werkes „Seele und Welt“ sagt; nämlich, daß er „im Eifer des Quellengrabens und Prioritätensuchens die geistige Lebensrichtung eines Menschen am liebsten von einem zufälligen Fund bei einem Antiquar herleiten möchte.“ Nun, bei einem Antiquar wird von E. v. Hartmann noch nicht allzu häufig zu finden sein; sein bedeutendstes Werk, die „Kategorienlehre“, ist immer noch in der Auflage von 1896 zu haben! Es müßte denn sein, daß der, der sie einmal gebraucht hat sie zu einem Antiquar trägt; ein Fall, der nur sehr, sehr selten sich ereignen dürfte. Wer nämlich einmal vorurteilslos jenes fundamentale Werk zur Hand nahm, der wird es schon wegen des großen Gewinnes, den er daraus zieht, nicht gerne mehr missen wollen. Was uns hier interessiert, ist die Frage, weshalb kann gerade Hartmann dem Zeitgeist, der nach Einheit strebt und sie nirgends findet, wieder aufhelfen?

Es soll hier nicht die Forderung vertreten werden, man müsse alles, was Hartmann gesagt hat, wortwörtlich unterschreiben. Doch das sei betont: einzig und allein die Beschränkung mit der Hartmannschen Philosophie kann den rechten Weg weisen. Man lasse sich nicht von dem Gerede betören, daß die „Philosophie des Unbewußten“ als das A und O der Hartmannschen Lehre mit vornehmer Geistes als „unhaltbar“ abzutun beliebt. Man höre, was Hartmann in seiner Kategorienlehre ohne jene zu nennen ihr für eine Stellung anweist, nachdem er die „Kategorienlehre“ als das Werk bezeichnet hat, das für seinen metaphysischen Standpunkt das ausschlaggebende sein soll: „In zweiter Reihe kommen dann „das sittliche Bewußtsein“, die „Religion des Geistes“ und die

„Philosophie des Schönen“ in Betracht, und erst in dritter Reihe meine übrigen Schriften.“ Die Stellung der „Philosophie des Unbewußten“ dürfte also dem, der gelernt hat, bis drei zu zählen, nicht mehr unklar sein. Damit haben wir aber die übrigen Hauptwerke Hartmanns mit ihm selbst erwähnt, wovon wir die beiden ersten einer ganz kurzen und teilweisen Betrachtung unterziehen wollen, während das dritte, die Aesthetik, vielleicht ein andermal eine eingehendere Würdigung erfahren soll, obwohl der konkrete Idealismus, den Hartmann hier vertritt, ein klärendes Licht auf die Kunstströmungen der Gegenwart wirft und so auch in diesen Zusammenhang hereingehört. —

Wie alles bei Hartmann, so greift auch seine Ethik hinaus in die letzten metaphysischen Gründe.

Wenn wir als das wahrhaft sittliche Handeln das sich objektiven Zwecken hingebende bezeichnen, so kann das einzig und allein ein Handeln sein, das nicht die Glückseligkeit des eigenen Ich im Auge hat; dies ist jedoch auch dann noch der Fall, wenn die Glückseligkeit aus dem Diesseits in ein Jenseits verlegt wird. Denken wir hierbei an den antiken Mystereikult und an die neueren Mythen, so sehen wir deutlich, wo der Wunde Punkt liegt. — Widme ich mich aber nicht objektiven, außer-ichlichen Zwecken, wenn ich nach dem Willen eines andern handle? Auch das ist noch kein wahrhaft sittliches Handeln; ein solches wird es erst dann, wenn der Mensch sich selbst die Ziele seines sittlichen Tuns vorschreibt.

Wahre Sittlichkeit besteht somit in der Autonomie, in der Selbste Gesetzgebung. Doch was die Gesetze gibt, darf nicht das Ich sein, nicht seine Wünsche und Gefühle dürfen das wahrhaft sittliche Handeln bestimmen; somit kann das Gesetz nicht aus dem Willen kommen, sondern aus der menschlichen Vernunft. Nicht das Ich gibt dem sittlichen Handeln die Gesetze, sondern das Selbst. Doch nur, sofern mein Selbst mit dem meines Nebenmenschen weisenseins ist, kann die „Selbst“gesetzgebung einen festen Grund erhalten. Damit betreten wir das Reich der Metaphysik und gelangen zur Religionsphilosophie Hartmanns.

Die Ethik Hartmanns stellt ein für allemal die sittliche Autonomie für das einzig Wahre hin. Das Selbst gibt die Gesetze und mit dem Selbst gibt sie Gott. Mein Selbst und Gott sind identisch; indem ich mein Selbst erkenne, erkenne ich Gott. Wenn ich mich somit den Zwecken hingebende, die mein Selbst mir vorschreibt, gebe ich mich wahrhaft göttlichen Zwecken hin, handle ich in des Wortes ureigenster Bedeutung „in Gott“. Gott selbst ist unpersonlich und über dem menschlichen Bewußtsein, d. h. er ist „unbewußt“. Seine beiden Attribute sind die Allmacht (das Wirkende schlechthin, der alogische Wille) und die Allweisheit (das Zweckende, die logische Idee). Gott ist hiernach schöpferisch tätig, indem er alles stetig setzt; er ist das absolute Sub-

jekt in bezug auf die universelle Wirksamkeit, das eingeschränkte Subjekt bezüglich der Setzung des Individuums. Hierauf allein beruht die Möglichkeit des religiösen Lebens überhaupt: die Funktion des absoluten Subjekts (Gottes) ist weisenseins mit der des eingeschränkten Subjekts (des Menschen); d. h. die göttliche Gnade und der menschliche Glaube sind identisch. Auf dieser Grundlage ist das Ziel des religiösen Lebens das Einswerden mit Gott; d. h. den menschlichen Willen gänzlich in den Dienst der Verwirklichung der göttlichen Zwecke zu stellen. Damit ist das Selbst zur Herrschaft über das Ich gelangt, der Weg zur Erlösung ist gefunden. — Wie Hartmann die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen des näheren begründet, würde uns hier viel zu weit führen. Es kann jetzt schon geahnt werden, was er meint, wenn er von dem „Frieden in Gott“ spricht. Und nur so weit soll diese Betrachtung das Notwendigste andeuten. Jetzt aber sind wir in der Lage, die wenigen schlichten Worte Hartmanns hierher zu setzen, um derentwillen wir uns überhaupt zu diesem Denken gewandt haben. Er spricht von dem Gefühl der Schuld, das den Menschen über die böse Tat hinaushebt und ihn aus seinem Selbst heraus erlöst:

„Die Freisprechung von der Schuld erlöst den Menschen von der Schuldgefühl und dem Zerfallen sein mit Gott, versöhnt ihn wieder mit Gott und gibt ihm nach vorübergehender Kontrastlust den Frieden in Gott. Sein Leben ist dann ein Leben in Gott oder zeitliches Leben im Ewigen, aber nicht ein „ewiges Leben“, das den Widerspruch der Begriffe „ewig“ und (zeitliches) „Leben“ in sich schließt und zu dem Mißverständnis eines zeitlich unendlichen Lebens verleitet. Der Friede in Gott oder das Leben in Gott ist nur ein anderer Ausdruck des vollkommenen religiösen Verhältnisses; er tritt an Stelle der Gotteskindschaft, die im Theismus als unvollkommener bildlicher Ersatz des vollkommenen religiösen Verhältnisses zu dienen pflegt. Denn die Gotteskindschaft bezeichnet ein patriarchalisches Gemütsverhältnis zwischen zwei gesonderten Personen, während das vollkommene religiöse Verhältnis die volle reale (substantielle, funktionelle und ideologische) Einheit von Gott und Mensch verlangt.“

Das zeitliche Leben im Ewigen; damit haben wir den letzten Gipfel erklimmt. Und wenn wir von ihm aus unsere Zeit und ihre Strömungen überschauen, so sehen wir, woran sie leidet. Sie will das Ich erlösen und es dabei doch nicht aufgeben. Sie will das Ich erlösen durch das Ich: ein offener Widerspruch. Die Befreiung von diesem Widerspruch bildet die wahre Selbstkenntnis des Menschen. Erst, indem er lernt, das zeitlich Vergängliche seines individuellen Seins einzusehen, wird er sein Streben, über die Zeit hinaus zu gelangen, in die rechten Bahnen weisen können.

Karlsruher Künstlererinnerungen.

Von Hans Sudr.

Aus dem Norwegischen übersetzt von Carén Lessing.

(Schluß.)

Bei der großen internationalen Ausstellung in Paris wurde ich zum Jurymitglied gewählt, und der norwegische Kommissar schrieb, daß ich als zweiter Vizepräsident fungieren sollte. Dagegen protestierte ich energisch, sowohl, weil mir die Eigenschaften hierzu fehlten, als auch wegen meiner mangelnden Übung im Französischen. Indessen erhielt ich die Antwort, daß es sich ja nur um eine Formsache handelte, ich würde nicht in die Lage kommen, das Amt auszuüben. Vermutlich mußte man aus Etiketterücksichten jemand aus einem kleineren Staat wählen. Ich nahm also an, da es ja von großem Interesse sein mußte, dabei zu sein, und ich täuschte mich auch nicht darin. Ich wohnte wie im vergangenen Jahr bei meinem Sohn Ove und war wochenlang bei all den heißen Sitzungen anwesend, heiß nicht nur durch die Junisonne, sondern auch durch die Leidenschaft, die einige französische Mitglieder entwickelten, namentlich Meissonier, an dessen Seite ich die ganze Zeit saß, da er der erste Vizepräsident war. Ich mußte den ersten Präsidenten Cavaliere Massarani, einen Italiener, bewundern, wie er es verstand, unter diesen Umständen die Sache im Gang zu halten. Als es sich um die schwierigste Frage handelte, um die Teilnahme der Jurymitglieder an der Medaillen-Konkurrenz, die wir Ausländer nicht wünschten, trat besonders Meissonier mit seiner Autorität für die Teilnahme ein: wie würden die Preise ausfallen, wenn man uns ausschloß? sie würden Künstlern zweiten Ranges zuteil werden und der Wert der Medaillen würde stark sinken. Als der Vorschlag gemacht wurde, daß die bei der Abkündigung gewählten Jurymitglieder statt dessen Ehrendiplome erhalten sollten, wurde er vollständig rasend: er wollte keinen feinen Papier (er streckte seine Hand aus), er wollte ein wirkliches Stück Gold in der Hand haben. Aber trotz all seinen Einwendungen setzte Massarani doch die Diplome durch.

Ich kann nicht behaupten, daß ich als Nachbar viel Unnehmlichkeiten von Meissonier hatte. Er zeichnete während der Verhand-

lungen die ganze Zeit Pferde und Reiter auf einen Papierbogen und beschränkte sich auf die aller notwendigste Höflichkeit. Mit den meisten andern französischen Künstlern hatte ich auch nicht viel mehr Glück, aber sie waren doch freundlich, unter andern Guillaume, Chapu und Breton. Unter den Mitgliedern der Jury hielt ich mich am meisten zu Ferstel, dem berühmten Wiener Architekten, den ich vom Mondsee her kannte, und zu Frederick Leighton, dem kürzlich verstorbenen Präsidenten der Royal Academy. Beide sprachen ausgezeichnet französisch, und ich konnte durch sie meinen Wünschen Ausdruck geben. Ich hatte die Freude, öfters mit D. J. Broch und andern Landsleuten zusammenzufinden, besonders bei Minister Sibbern. Ein Diner bei der reichen Madame Heine in Versailles, zu welcher ich als Vater meines Sohnes geladen wurde, war für mich sehr interessant, besonders da ich eine Pariserin von reinstem Wasser zu Tisch führte, die Adoptivtochter Madame Heines, Duchesse de Rey-Chingen. Ihr Mann beging einige Jahre später in Aufsehen erregender Weise Selbstmord, und sie heiratete dann den Herzog von Rivoli. Das beste an dem ganzen Pariser Aufenthalt war, daß ich Gelegenheit hatte, französische Kunst viel eingehender zu studieren als bei früheren Besuchen.

Wir verlebten den Sommer 1879 auf der Schweizer Seite des Bodensees, in Ermatingen, in einer ganz idyllischen Natur. Auf dem Ufer uns gegenüber wohnte der Dichter von Schaffel, den wir in letzter Zeit öfters bei uns in Karlsruhe gesehen hatten. Er war dort umgeben von der Szenerie für seinen berühmten Roman Elshard. Wir verlebten ein paar herrliche Tage bei ihm als seine Gäste, und ich benutzte die Gelegenheit, um Studien von seinem Landungsplatz mit den überhängenden Weiden zu malen, von ihm selbst und dem Sohn, wie sie von der Entenjagd kommen. Das Bild, das ich später ausführte, ist im Besitz von Herrn Dr. Lucius in Frankfurt a. M.

Es war sehr unterhaltend, mit ihm in der Gegend umherzuwandern; wir bestiegen zusammen den stattlichen Hohentwiel, wo Hadwigs Burg lag.

Von dem Großherzogspaar in Mainau bekamen wir auch eine Einladung und verbrachten einen ganzen Tag dort in der wirklich gemüthlichen Häuslichkeit, wobei die große Liebenswürdigkeit beider erst richtig zur Geltung kam. Abends wurde eine Bootfahrt auf dem Spiegelblauen See unternommen, unsere spätere Kronprinzessin war auch dabei. Die Großherzogin fragte mich, ob ich Besuch auf Heiligenberg bei dem Fürsten von Fürstenberg gemacht hätte. Da ich es verneinte — denn ich hatte garnicht daran gedacht, Besuche in der Umgegend zu machen — meinte sie, daß ich es absolut so bald als möglich tun müsse. Es wohnte aber eine Familie am See, die wir schon früher besucht hatten, das war die Familie Douglas. Der Graf war mit einer Verwandten des Großherzogs verheiratet, einer Gräfin Langenstein, und Schwabe von Geburt. Diese Familie war eingeladen, einige Tage auf Heiligenberg zuzubringen, und sie hatten von dem Großherzog gehört, daß wir noch nicht dagewesen waren, weshalb sie uns aufforderten, uns ihnen anzuschließen. Meine Frau konnte nicht mit, also fuhr ich allein. Heiligenberg liegt hoch, mehrere Meilen von dem Nordufer des Sees entfernt, und hat eine herrliche Aussicht über die ganze Seelandschaft mit den fernen Alpen. Ich wurde herzlich empfangen und fand bald Sympathie bei der Prinzessin, der jungen Tochter, die leidenschaftliche Musikliebhaberin war, während ihr Vater als Wirt für unser Wohl sorgte. Morgens kam erst der Kammerdiener, um zu fragen, wie wir geschlafen hätten, und eine halbe Stunde später der Fürst selbst, um uns beim Frühstück guten Morgen zu sagen. Leider regnete es in den drei Tagen derart, daß wir nicht einmal herunter in den prachtvollen Park konnten, aber die Zeit verging in der unterhaltendsten Weise mit Musik, wobei mein Zusammenspiel vom Blatt mit der Prinzessin unbedeutend großes Glück machte, mit Billardspiel, mit Lektüre und nicht zum wenigsten mit ausgesucht gutem Mittagessen.

Wir hatten die Bekanntschaft einer Patrizierfamilie aus St. Gallen gemacht und folgten einer Einladung nach dem schön erhaltenen Schloß Altenklingen im Thurgau, wo die verschiedenen Angehörigen des Geschlechtes abwechselnd wohnten. Auch waren wir öfters bei Graf Douglas auf seinem Gut bei Konstanz, so daß uns dieser Sommer viel Geselligkeit brachte und dennoch keine geringe Ausbeute an Studien. Unser jüngster Sohn Nils, dessen ausgeprägtes Talent wir längst erkannt hatten, malte einige so ausgezeichnete Studien, daß ich dachte, er würde Landschaftsmaler werden. Später entschied er sich aber bald für Figuren und widmete sich hauptsächlich der Porträtmalerei.

Da dies Jahr das letzte unseres Karlsruher Aufenthaltes werden sollte, will ich noch etwas über die Geselligkeit der letzten Zeit berichten. Mit der zunehmenden Schülerzahl spielten die Künstlerfeste eine immer größere Rolle, und häufig wurde dabei soviel Witz und Geist entwickelt, daß andere Kreise davon angezogen wurden. Ein paarmal war auch der Hof zugegen und General von Werder, der nach dem Krieg seinen Wohnsitz in Karlsruhe hatte und ein Freund heiterer Geselligkeit war, so daß seine Teilnahme auch andere Offiziere veranlaßte, mitzukommen, so z. B. den Oberst von Leszczynski, seinen berühmten Generalstabschef, und den Oberst Sasse, der die Belagerungsartillerie bei Belfort kommandiert hatte. Bei dem Vestingfest führten die jungen Künstler eine sehr gute und eckle, sorgfältig studierte Landstreckungsübung mit langen Hellebarben auf und sangen dazu alte Landstreckungslieder, was Werder im hohen Grade belustigte. Der alte General wurde ja als Retter Badens vor der Boubakischen Invasion von allen Ständen gefeiert und ging auch gerne in alle Gesellschaften. Meiner Gattin sagte er einmal: „Es ist schon so lange her, daß Sie mich eingeladen haben; wenn Sie es nicht bald tun, werde ich eilig.“

Das erinnert mich an eine kleine Episode. Die Bull hatte von München aus geschrieben, daß er ein paar Tage später nach Karlsruhe kommen werde, um dort ein Konzert zu geben. Es war im Frühjahr, und ich teilte ihm sofort mit, daß es sich sehr unglücklich träge: es hätten gerade eine Menge Konzerte stattgefunden, so daß ich einen schlechten Besuch fürchtete, ich wüßte aus langjähriger Erfahrung, daß niemand zu dieser Jahreszeit gern in Konzerte ginge. Es war umsonst, er wollte kommen, wenn ich ihm mit den Vorbereitungen helfen würde; sein Impresario war schon unterwegs. Natürlich gab es nichts, was ich lieber getan hätte, wenn nur Aussicht auf Erfolg gewesen wäre. Er kam also am Tage des Konzertes in vergnügter und ausgelassener Stimmung, fand noch Zeit, Graf Flemmings zu besuchen, die Gräfin zu begrüßen, die seinerzeit in Berlin für ihn geschwärmt hatte, und ein bescheidenes Mahl vor dem Konzert bei uns einzunehmen. Als es Zeit war, aufzubrechen, war er so tief mitten in einem Strom von Geschichten aus seinem bewegten Leben, daß ich ihn nicht unterbrechen konnte, folglich kamen wir etwas verspätet in den Saal. Ich

wußte ja schon, daß nur wenig Billets genommen waren, und ich sehe noch seinen Gesichtsausdruck, als sein Blick auf die kleine Zuhörerschaft fiel, die knapp die ersten Stuhltreihen füllte — es waren fast alles Freunde und Bekannte aus unserm Umgangskreis. Aber es war nur ein Augenblick, dann fing er mit dem ihm eigenen liebenswürdigen Lächeln an zu spielen und entzückte uns wie niemals zuvor. Nach dem Schluß des Konzerts, als Die Bull nach begeisterten Hervorrufen zu uns herunterkam, hatte meine Frau eine plötzliche Eingebung, die zwar lächerlich war, aber in der Art, wie sie dieselbe äußerte, glücken mußte. Sie lud das ganze Konzertpublikum mit in unser Haus ein, um noch etwas mit ihm zusammen zu sein, und ohne Ausnahme und in der heitersten Stimmung nahmen sie alle an, General von Werder an der Spitze. Gute Freundinnen, die eine Pastete oder dergleichen zu Hause hatten, fuhren hin, um sie zu holen, eine Stunde später waren mit Hilfe der Gäste die Tische gedeckt, die Freunde gingen mit in den Keller, um Wein heraufzuholen und es wurde ein äußerst belebter Abend; Die Bull selbst vergaß vollkommen den schlechten Besuch des Konzerts.

Es gibt wenig Orte, wo das Musikleben so blüht wie in Karlsruhe, und alle die Jahre dort wurden dadurch für uns verschöner, gerade weil es ein intimeres Gepräge hatte, als dies sonst in einer größeren Stadt, wie etwa Berlin, möglich ist. Ein Jahr war in der Beziehung ganz besonders ausgezeichnet; es war, glaube ich, das Jahr 1868, als die Familie Viardot, die bis dahin in Baden-Baden gewohnt hatte, nach Karlsruhe übersiedelte. Frau Viardot-Garcia gab wöchentliche Musikabende und entzückte uns ebenso durch ihren eigenen Gesang wie durch den ihrer besten Schülerinnen. Es war auch interessant, dabei Turgenjeff kennen zu lernen. Kennen lernen ist übrigens nicht der richtige Ausdruck dafür, denn er ließ sich mit niemand von uns ein und hielt sich sehr für sich. Aber ich hatte doch ein paarmal Gelegenheit, nach der Musik, wenn geraucht wurde, ihn sehr hübsch von russischen Zuständen erzählen zu hören. Ein Vorfall, der sich in einer Gesellschaft bei uns zutrug, hatte einen kurzen Briefwechsel zwischen uns zur Folge. Frau Viardot hatte mit der größten Liebenswürdigkeit gesungen, und es war bestimmt, daß der vornehmste Herr sie zu Tisch führen sollte; ihr Platz war neben dem meinigen. Ich hatte eine Exzellenz zu versorgen, aus dem einen oder anderen Grund fehlte Frau Viardots Herr, und es dauerte eine Weile, bis ich das entdeckte. Natürlich suchte ich sie sofort auf, aber leider war ihre gute Laune weg, und zu meinem größten Schmerz verließ sie unter irgend einem Vorwand die Gesellschaft. Ich wußte nun keinen andern Rat, als am nächsten Tag an Turgenjeff zu schreiben und um seine freundliche Vermittlung zu bitten, erklärte ihm, wie es zugegangen war und wie unschuldig ich mich fühlte, und bekam auch bald die Antwort, daß alles wieder in Ordnung sei.

Die reichste Quelle für musikalische Genüsse war damals das Haus des preussischen Gesandten Graf Flemming. Er war selbst ein Cellospieler ersten Ranges und spielte regelmäßig jeden Sonntag Vormittag Quartett mit den besten Künstlern des Orchesters. Bei diesen Gelegenheiten sah er selten, nur ausnahmsweise, Gäste bei sich, wir waren aber ein für allemal eingeladen und nützten dies auch aus. Auch die Gräfin, eine Tochter von Goethes Bettina, von sehr originellem Charakter, betätigte sich dabei mit ihren ungewöhnlich hübschen und begabten Töchtern künstlerisch. Es wurden höchst phantastische Aquarelle gemalt; ich erinnere mich an mehrere, die ein Weihnachtsgeschenk für den König von Preußen werden sollten. Einen kleinen Scherz leistete sie sich gleich in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft. Meine Frau hatte von ihrer großen Liebe zu Kindern gesprochen und bemerkt, daß sie gern zu den vielen, die sie selbst hatte, noch fremde annehmen würde und sich nichts Besseres vorstellen konnte, als wenn man ihr auf die Treppe einen Findling legen würde. Den nächsten Tag wurde heftig an der Türe geklingelt, und da lag wahrhaftig ein Witzfind. Glücklicherweise erwies es sich bei näherer Untersuchung als ein auf das künstlichste angezogenes, großes Kommissbrot.

Einmal, als Bülow in Karlsruhe ein Konzert gegeben hatte, war bei uns gerade eine große Gesellschaft, und er war liebenswürdig genug, dabei zu erscheinen. Als die Zeit herankam, wo der Flügel geöffnet werden sollte, sagte er zu meiner Frau: „Jetzt bin ich gespannt, zu sehen, was Ihr Mann erfinden wird, um mich zum Spielen zu bringen, sehen Sie ihn nur an, wie er nachdenkt. Ich wette, er schickt mir die kleine Freiburgerin auf den Hals.“ Das war unsere Tochter Gunkel, die ihn kurz vorher in Freiburg getroffen hatte, wo sie in Pension war. Und ganz richtig, das tat ich auch zum größten Vergnügen Bülows, und er spielte dann in der brillantesten Latz. Den nächsten Abend war er zu einer großen Gesellschaft bei Flemmings eingeladen. Ich weiß nicht, wie es zusammenhing, aber er hatte sich in den Kopf gesetzt, daß die Gesellschaft einzig zu dem Zweck geladen war, ihn spielen zu hören: kurz, gerade als wir, etwas verspätet, in das Vorzimmer traten, fürzte Bülow an uns vorbei und rief der Gräfin zu, die ihm nach-

laufen kam: „Gute Nacht, Frau Gräfin, ich mache mir nichts aus Ihrem Champagner!“ — Mehrere Jahre später, als Willow und seine junge Gattin, die tragische Schauspielerin Fräulein Schanzer, die in unserm Haus in Karlsruhe verkehrt hatte, uns in Berlin besuchten, konnte meine Frau es nicht lassen, ihn zu fragen: „Wie konnten Sie der liebenswürdigen Gräfin damals einen solchen Tödtort antun?“ — „Ich erinnere mich nicht daran.“ — „Sie erinnern sich nicht daran?“ — „Nein, sehen Sie, ich bin eine so großmüthige Natur, ich vergesse immer die Beleidigungen, die ich andern zufüge!“ —

Das Jahr 1880 sollte große Veränderungen bringen. Lessing hatte kurz nach seinem siebenjährigen Jubiläum einen leichten Schlaganfall erlitten. Er erholte sich indessen bald, aber Frau Lessing fing 1879 an zu kränkeln und starb zu unserm großen Schmerz im Februar 1880. Nach ihrem Tod war Lessing nicht mehr der kräftige Mann von früher, so daß wir fürchteten, auch ihn zu verlieren.

Mein Schwiegersohn Otto Lessing hatte in den fünf Jahren seit seiner Heirat eifrig an der Erweiterung seines Ateliers für architektonische Ornamente und ornamentale Figuren gearbeitet, das er schon vor 1875 begründet hatte und das ihm von seiten anderer Bildhauer ziemlich viel Spott eingebracht hatte. Er mußte sich in den Titel „Stukkatör“ finden und hatte dazu lange Zeit keine Aussicht, daß ihm sein Vorhaben überhaupt glücken würde. Aber nach und nach merkten die Architekten und unter ihnen einer der tüchtigsten, Geheimrat Ende, welche hervorragendes Talent Lessing gerade in dieser Richtung hatte, so daß er 1880 schon eine ganze Schar junger Bildhauer und Arbeiter beschäftigte. Am Pfingsten bekam ich einen sehr eindringlichen Brief von meiner Tochter, daß in Ottos jetzigem Atelier eine Schule eingerichtet werden sollte und daß man ihm gekündigt hätte. So große Räume, wie er jetzt brauchte, seien nirgends zur Miete zu haben, folglich müßte er daran denken, ein Grundstück zu erwerben, um darauf zu bauen. Dies müßte so liegen, daß die Architekten es mit Leichtigkeit erreichen konnten, also nicht in der Umgegend der Stadt. Derartige Bauplätze aber waren teuer, und es kam also darauf an, ob ich ihm helfen wollte. Darauf antwortete ich ihnen zuerst, daß sie wohl nicht ganz gescheit wären; wo sollte ich derartige Geldsummen herbekommen? worauf die Antwort kam, das hätte nichts zu bedeuten, bares Geld brauche man fast garnicht dazu und sie hätten gerade ein Haus mit großen Hypotheken in Aussicht, von welchen ich bloß die Zinsen zu bezahlen brauche usw. Ich sollte nur möglichst rasch kommen, ehe die Gelegenheit verpaßt wäre. Trophem ich mich in meinem Innersten immer noch dagegen sträubte, setzte ich mich doch denselben Abend in den Zug, den Morgen darauf trank ich meinen Kaffee bei den von froher Zuversicht erfüllten jungen Leuten und ging dann den schicksalsschweren Gang nach der Königin Augustastrasse 51. Ich fand ein großes Haus mit drei Etagen und einem für Berlin sehr großen Garten mit alten Bäumen, das Haus selbst ziemlich neu, vor vierzehn Jahren gebaut und sehr solid. Die Verkaufsbedingungen zeigten sich wirklich als sehr günstig, und nachdem ich mehrfach nachgerechnet hatte, kam ich zu dem Schluß, daß ich die jährlichen Abzahlungen von dem Überschuß meiner Einnahmen bestreiten könnte, wenn die Zeiten für den Verkauf von Kunstwerken weiter so günstig bleiben sollten wie bisher. Nachdem ich trotzdem alle möglichen Einwände vorgebracht hatte, die mir einfielen, die mir aber Otto Lessing mit der größten Leichtigkeit widerlegen konnte, kaufte ich das Haus denselben Vormittag und telegraphierte an meine Frau. Ich erinnere mich noch, daß ich unwillkürlich dabei erstotete, denn was würde sie wohl zu einem derartigen Leichtsinne sagen, wo es sich um so ernste Dinge handelte. Trophem hatte ich keine Ahnung von den Folgen die dieser Kauf für uns haben sollte, der unsere ganze Zukunft beeinflusste.

Ich blieb wegen der Formalitäten, die der Handel mit sich brachte, noch einige Tage in Berlin und besuchte auch einige Freunde, die ich dort unter den Künstlern hatte. Die meisten kannte ich von den begeisterten Tagen während der Künstlerkongresse in Wien und Antwerpen aus den sechziger Jahren und später, darunter Carl Becker, der damals durch seine venetianischen Bilder berühmt wurde, Knaut, den ich schon in Düsseldorf getroffen und für den ich später, als ich ihn in Paris besuchte, eine besondere Zuneigung faßte, und Anton von Werner, der, seit ich ihn zuletzt nannte, sich zu einer Stellung im großen Stil emporgeschwungen hatte. Als der Krieg 1870 ausbrach, bekam er durch Empfehlung des Großherzogs von Baden Zugang zum Großen Hauptquartier und konnte auf diese Art seine Studien ganz unmittelbar machen. Er war bei der Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871 anwesend und erhielt die Bestellung auf das Kolossalbild dieser weltgeschichtlichen Begebenheit, das nun im Schloß von Berlin hängt. Dies war der erste einer ununterbrochenen Reihe von Aufträgen, für deren Ausführung wohl niemand so geeignet war wie er.

Er war auch Direktor der Akademie geworden und hatte bei den ausgezeichneten Reformen, die er einführte, seine außerordentliche Thätigkeit bewiesen.

Pfingstsonntag war, wie gewöhnlich, Konzert im Zoologischen Garten. Da traf ich sie alle mit ihren Familien und bekam einen sehr heiteren Eindruck von dem Großstadtleben mit seinen Verhältnissen, in denen die kleinen Künstlerfreitigkeiten nicht aufkommen konnten, so daß ich unwillkürlich neidisch wurde. Indessen kam ich immer noch nicht auf den Gedanken, daß ich nach Berlin ziehen sollte. Ich konnte ja eine so freie und unabhängige Stellung, wie sie mir die Güte des Großherzogs bereitet hatte, mit freier Wohnung und hohem Gehalt, nicht aufgeben, das wäre Wahnsinn gewesen. Da geschah es, daß ich bei einem Besuch in der Nationalgalerie sah, daß mein großes Bild dort etwas eingeschlagen und matt war. Ich ging also und fragte nach dem Direktor, dessen Namen ich nicht einmal kannte, und da er nicht anwesend war, gab ich meine Karte ab mit dem Bemerkten, daß ich wieder kommen wollte. Den nächsten Tag mußte ich indessen nach Hause reisen, ohne den Besuch machen zu können, schrieb aber einen Brief an den Direktor, Geheimrat Jordan, worin ich ihn bat, das Bild firmieren zu lassen. Ein paar Tage später bekam ich in Karlsruhe einen Brief von ihm, worin er versprach, meinen Wunsch zu erfüllen, aber die Gelegenheit wahrnahm, mir mitzuteilen, daß er gerade zum Referent der Kunstangelegenheiten im Kultusministerium ernannt worden sei und als solcher mit seinem Vorgesetzten, Geheimrat Schöne, das Bedauern teile, daß ich vor einigen Jahren die angebotene Stellung ausgeschlagen hätte. Man kann sich denken, in welche Unruhe ich dadurch versetzt wurde; wir überlegten hin und her und wogen die Vortheile des einen oder andern Entschlusses. Auf der einen Seite waren die Ergebenheit für den Großherzog und die Dankbarkeit für das behagliche Leben, wie es sich in den letzten Jahren gestaltet hatte, dazu die geistigen Genüsse, die das Theater bot, die herrliche Natur der Umgebung, die lieben Freunde, die uns nach den großen Verlusten, die wir erlitten hatten, noch blieben. Auf der andern Seite die Aussicht, in der Nähe unserer verheirateten Tochter leben zu können, und jetzt das Wohnen im eigenen Haus, die Möglichkeit, alles Neue sehen zu können, das die Kunstausstellungen aus der ganzen Welt bringen, besonders auch die Ermutigung und Aneiferung zur eigenen Arbeit, während wir in Karlsruhe zu wenig sahen außer dem, was wir selber zustande brachten; dazu mehr Aussicht auf einen größeren Kunstmarkt. Alles dies schien mir so überwiegend, daß ich nach einem Tag Bedenkzeit mit klopfendem Herzen Geheimrat Jordan für den Brief dankte und hinzusetzte, daß auch ich meine frühere Abgabe bedauerte. Ein paar Tage später kam die offizielle Anfrage, ob ich jetzt gewillt sei, die Stelle anzunehmen, die während der ganzen Zeit nicht besetzt worden sei.

Nun kam der schwere Gang zum Großherzog. Er war aber, wie immer, die Güte selbst und konnte meine Gründe verstehen; ich werde nie alle die freundlichen, herzlichen Worte bei dem Abschied einiger Wochen später vergessen und auch nicht die warme Liebenswürdigkeit der Großherzogin. Sie fürchtete nur, daß wir in der großen Stadt nicht so glücklich sein würden — „ich kenne meine Geburtsstadt“, fügte sie lächelnd hinzu —, aber sie gab uns die herzlichsten Wünsche mit auf den Weg.

Nun fing die Unruhe mit dem Paden und Ordnen vor unserer Norwegereise an, da wir erst im Herbst unser neues Leben beginnen sollten. Inzwischen war meine offizielle Berufung durch den Minister eingetroffen unter Bedingungen, mit denen ich sehr zufrieden sein konnte, ein Gehalt von 8700 Mark mit freiem Atelier, Heizung und Bedienung, was ich mit 1300 Mark berechnen konnte, also im ganzen 10000 Mark. Auch sollten die Pensionsberechtigung und die Witwenpension von meiner Anstellung in Düsseldorf 1854 an berechnet werden, dazu meine ganze Beamtenzeit in Karlsruhe — 41 Jahre im ganzen — und es wurde bestimmt, daß ich meine norwegische Rationalität behalten könnte.

Da die Akademie über keine Ateliers mehr verfügte, sollte sie solche für mich und meine Schule mieten. Ich schlug vor, in dem Atelierhaus, das ich am Ende des Gartens für Otto Lessing geplant hatte, passende Räume einzurichten, die der Minister dann von mir mieten könne. Das wurde dann auch sogleich in die Tat umgesetzt, so daß ich im September nicht nur die Wohnung beziehen konnte, sondern auch die fertigen Ateliers, die ich heute noch benötige.

Ehe wir aber Karlsruhe verließen, um den Sommer in Norwegen zu verbringen, starb zu unserm großen Schmerz Lessing, der einem ercenten Schlaganfall erlag. Damit war nun auch eines der letzten und stärksten Freundschaftsbände, die uns an Karlsruhe gefesselt hatten, zerrissen. Ich habe schon Des Coudres' Tod einige Jahre früher erwähnt, in dem ich auch insofern viel verlor, als er mir eine feste Stütze

in all meiner Berufsplagen gewesen war, vor allen Dingen aber ein so treuer Freund, wie man ihn selten findet. Es war schmerzlich, ihn jahrelang dahinsiechen zu sehen, zuletzt an einem Halsübel leidend, das ihn zu vollständiger Stummheit verurteilte, was er alles mit rührender Ergebung trug. Sonst blieben, da Rießstahl nach München übergesiedelt war, nicht viele Künstler, von denen es mir schwer wurde, mich zu trennen, und von den Schülern hatten drei der tüchtigsten, Bracht, Schirm und von Medel, gerade eine Reise in das gelobte Land und die Sinaihalbinsel angetreten. Nach beendeter Studienreise, deren Ergebnisse viel Aufsehen erregten, kam Bracht auch nach Berlin und wurde kurz nachher Professor und Lehrer an der Landschaftsklasse der akademischen Hochschule. Schirm folgte ebenfalls und wurde bald nachher mein Schwiegerjohn, da er meine zweitälteste Tochter Gunhild heiratete; er erhielt dann eine gutbezahlte Stellung als Lehrer an den Meisterateliers des Museums in Breslau. Der Direktor dieses Museums, Berg, war auf ihn aufmerksam geworden, als wir uns 1882 mit ihm auf Rügen aufhielten. Der dritte Schüler, von Medel, kam auch (allerdings fünfzehn Jahre später) nach Berlin, nahm aber ein trauriges Ende. Er hatte sich in der Zwischenzeit als einer

der bedeutendsten Landschaftsmaler der Gegenwart ausgezeichnet, in der letzten Zeit aber so leidenschaftlich der herrschenden Mode ergeben, daß alles, was er malte, blaß und hell sein mußte und seine im übrigen in der Zeichnung und Erfindung hervorragenden Orientbilder ein Aussehen erhielten, als sei alles in einen weißen Nebel gehüllt oder mit Mehl bestreut. Auf der Ausstellung, ich glaube im Jahr 1894, wurden, wie er meinte, seine Bilder ungünstig aufgehängt (ich bin froh, daß ich in dem Jahr mit der Ausstellung nichts zu tun hatte), und in seiner Entrüstung schrieb er eine Broschüre gegen die Ausstellungscommission. Dazu kamen noch häusliche Sorgen der schlimmsten Art, und eines Morgens fand man ihn in seinem Atelier noch lebend in seinem Blute liegen. Er hatte am vorhergehenden Nachmittag einen Selbstmordversuch gemacht und starb gleich, nachdem man ihn gefunden hatte.

Von der so besonders talentvollen Schülergruppe der letzten Jahre zog auch Kallmorgen, der bald zu den besten deutschen Künstlern gerechnet werden sollte, mit in mein neues Meisteratelier. So nahm ich mit meinen Schülern einen Teil der alten Heimat mit in die neue, und der Abschied wurde mir dadurch etwas erleichtert.

Das Bächlein.

Von Hermann Essig †.

Lange Zeit war der Bach der glitzernde Baden durch alle Poesien.

Gibt es heute einen Dyrker, der plätschernde Bächlein besingt?

Ein „Bächlein“. Wer kennt es noch? Es fließt weit ab. Die Poesie verlangt das Nahe. So nah waren einmal Mond und Sterne, ohne daß man sie besang. Wo ist der Mensch hingewandert, daß er fern ist Mond und Sternen, fern dem Bächlein? Er ist abgewandert von der Natur, die Reize von elektrischen Bahnen halten ihn gefangen.

Die kleine Mignon hatte einen Fabrikanten geheiratet und reiste mit ihm in eine neue Heimat; bloß nach Argentinien. Da stand seine Fabrik. Das war die neue Heimat.

Mignon kam in Argentinien in herrliche Verhältnisse, dabei verdiente sie, beziehungsweise ihr lieber Mann, hundertmal mehr Geld als alle ihre Berliner Verwandten zusammengenommen. Mignon begriff schnell. Der Erwerb war daheim gelähmt, weil man sich ängstlich vor der Gefahr des Hungertodes verkriechen mußte — zusammengescharrt auf fünf Zimmer: 2000 Mark.

In Argentinien kosteten zehn Hektar kaum hundert Mark. Alles Geld blieb übrig, um Mignons Lebensgenuss ins Unermessliche zu steigern. Sie wurde die Königin des weiten Landes. Sie thronte und wurde angebetet. Es gab Mond und Sterne und das silberne Bächlein.

Was schrieb sie in die Heimat?

Nichts stand so vorne wie das Bächlein. Schon im ersten Brief fiel der Familie das Bächlein am meisten auf. Nach ihm schätzten sie die Verhältnisse ab, in welche Mignon gekommen war.

Sie lasen die Briefe in der Reihenfolge; Mama, Dunkel, Bruder, Kusine. Sie hielten die meisten Gedanken, die sich bei der Lektüre in ihnen auslösten, verschwiegen, denn das Leben war dumpf und gleichmäßig langweilig.

Aber das Bächlein, das berührte sie alle tief. Jedes hielt still und sann.

Die Mama dachte: „Ach, an diesem Bächlein könnte ich meine Wäsche ohne Seife waschen!“ —

Der Dunkel: „Ich würde eine Badeanstalt für mich einrichten.“

Der Bruder: „Ich würde vor dem Bache einen Damm bauen, das Wasser in einen Stauweiher fassen, eine Turbine aufstellen und ein Elektrizitätswerk installieren.“

Die Kusine dachte und jubelte innerlich auf: „Ich würde darin bloßbeinig herumwaten!“

Noch ahnte keines vom andern, daß das Bächlein zu jedem auf besondere Art gemurmelt hatte. Ein Zufall entdeckte es ihnen. Der Bruder begann vorzurechnen, wie billig sie in Argentinien das elektrische Licht bekämen. Da merkten sie alle, wie verschieden sie an das Bächlein gedacht hatten. Die Mutter dachte bloß an Wäschewaschen. Dunkel und Kusine kamen einander entschieden nahe. Freilich, die Kusine wollte einen ungekünstelten Verkehr mit dem Bächlein anfangen, indem sie kurz entschlossen die Stiefel und Strümpfe auszog und einfach frisch und munter hineinwatele.

In einem waren sie alle einig: sie wollten das Bächlein ausnutzen. Der Nutzen galt als Wichtigstes. Seltsam, es waren Menschen, denen die Natur fremd geworden war. In jenen alten Zeiten, da man das Bächlein besang, da saß man träumend an seinen Ufern und sprach zu ihm.

Nun, gälte es zu wissen, welcher Menschen Herzen die Poesie erfinderisch betrieben, die von heute oder die von damals. Spricht nicht eine deutliche Not daraus, daß jetzt jeder das Bächlein gleich „ausnutzen“ will?

Wo wir Nutzen suchen, danach streckt sich unsere Sehnsucht. Tief, tief ist sie vergraben, die Sehnsucht nach dem Bächlein, nach der Natur, so tief, daß man sie nicht auszusprechen wagt.

Ein Narr wäre darum, wer heute an des Bächleins Rand säße und zu ihm spräche.

Und so wird wohl die Lyrik werden: wäschewaschend, badeanstaltend, turbinengewindend, barfuß wattend....

Das Ebenbild Gottes im Varieté.

Von Ulrich v. d. Crenck (Karlsruhe).

Aller Augen schauen auf dich.

Dunkel ist es um mich her — du aber stichst im Licht, dein Gewand schimmert.

Ich sehe dein Werk, aber ich greife dich nicht, ob du mir gleich nahe bist.

Leuchtende Källe kreisen um dich, ein wechselnder Kranz deinem Haupte, deiner Gestalt.

Du lenkst ihre funkelnde Bahn mit dem Geschick deiner Hände, mit dem ruhigen Blick deines Auges.

Deine Finger berühren sie sanft wie ein Saitenspiel, leise Harmonien klingen um dich.

Ein kreisender Ball scheint wie vergessen in seiner Bahn abzurollen — (ist es der Menschenstern?) —

Doch mit gütiger Neigung lenkst du ihn in deine sichere Hand zurück, er ruht darin einen Augenblick der Liebe.

Alle gleiten sie sorglosen Schwunges durch den Raum, vollenden ihren schimmernden Weg.

Deine ruhigen Arme spenden einem jeden geordnete Bewegung, kreisendes Leben.

Du allein weißt, wann es Zeit ist, das leuchtende Spiel zu enden und sie alle an deinem Herzen zu sammeln. —

Ich weiß, du bist nur ein armer Gaukler und spielst eine kurze Weile mit Fliiterkugeln,

Doch sah ich auch an dir das Ebenbild Gottes.

Die Tat des Jakob Findeisen.

Von Rolf Gustaf Harbler (Liedolsheim).

Jakob Findeisen war seines Reichens Schuhmacher. Stammt vom Lande und sollte ursprünglich Landwirt werden; da er aber schwächlich schien und deshalb nicht recht für die Feldarbeit taugen wollte, so tat ihn sein Vater zu dem Flickschuster des Dorfes in die Lehre. Dort lernte er schlicht und recht notwendige Griffe und Betätigungen seines ehrsamten Handwerks, aber der Ehrgeiz seines Vaters, der ein nicht unvermögender Bauer war, ging höher, und so kam es, daß Jakob einem Hofschuhmacher in der Residenz zur weiteren Ausbildung anvertraut wurde. Der Vater brachte ihn selbst zu dem neuen und vornehmen Meister, empfahl strenge Zucht und nötigenfalls Prügel. Ging zufrieden wieder, nachdem der höfliche und gewandte Hofschuhmacher versprochen hatte, daß aus seinem Jakob ein tüchtiger Geselle werden sollte. Verheißung des Meisters ward Erfüllung; Jakob blieb seine übrige Lehrzeit dort, fleißig und aufmerksam; wurde, nachdem er ausgelehrt hatte, auch Geselle bei seinem Lehrmeister. Dann diente er seine zwei Jahre bei den Leibgrenadiern; ging als Gefreiter ab, froh, wieder in seinen Arbeitsschurz schlupfen und statt Gewehrgriffen das Leder klopfen zu dürfen.

Zimmerhin: Soldatenzeit hatte ihm das wichtigste Erlebnis bisheriger Daseins beschert. Dies geschah zur Kirchweihzeit, als in Bororten und umliegenden Dörfern allerlei Tanzergnügungen, verbunden mit Schweineschlachten, abgehalten wurden und fröhlicher Geist überall Einzug hielt. Jakob hatte unter den Musikern seines Regiments einen Schulfreund aus seiner Heimat; der machte ihm an einem Samstagabend den Vorschlag, zusammen nach Bergdorf zu gehen in die „Rinde“, wo er und noch zwei andere Kameraden zum Tanz aufspielen. Dabei verdiene man ein hübsches Stück Geld und sei auch sonst gut aufgehoben, es sei also auch kein Schaden, wenn er sich anschließt. Jakob hatte keinen Grund, nein zu sagen, und so gingen sie am andern Nachmittag miteinander in jenes Dorf.

Hier lernte Jakob ein junges Mädchen kennen, Dienstmagd bei einem Steuerkommissär in der Stadt, die heute frei hatte und mit einer Freundin, die aus Bergdorf stammte, zur Kirchweih herausgekommen war; sie selbst war ebenfalls vom Lande, aber aus einem anderen, der Heiterkeit und seiner stets fröhlichen und etwas lauten Gesinnung wegen besonders bekannten Teile des Großherzogtums. Jakob kam zufällig neben dies Mädchen zu sitzen; so gab es sich, unter der Einwirkung der allgemeinen lustigen Stimmung, daß zwischen den beiden bald reges Gespräch im Gange war. Nachdem sie sich einige Zeit über Herkunft und nächste Dinge unterhalten hatten, forderte Jakob das Mädchen zum Tanze auf. Sie sagte nicht nein; Jakob verlangte im Vorbeigehen von seinem Freund, der auf kleiner Erhöhung stand und die Trompete blies, einen Rheinländer; denn dies war ihm liebster Tanz, da er seinem bedächtigen, etwas schwerfälligen, dann wieder unerwartet aufbrausenden Wesen angepaßt erschien. Der Freund laachte verächtlich, wünschte viel Vergnügen und blies lustige Fanfare: das bedeutete eine Extratour. Jakob winkte erschrocken ab, denn nichts war ihm verhasster als allgemeine Aufmerksamkeit, und so rief denn der Trompeter laut in den Saal: Alles tanzt!

So tanzten die Beiden ihren ersten Rheinländer; danach einen Walzer, bei welchem Jakob sie schon fester um die Hüfte faßte, wogegen Mina nichts ernstliches einzuwenden hatte. Dann gingen sie, erhibt und etwas ermüdet, Arm in Arm an den Tisch zurück, und da beide Hunger verspürten, so bestellte er saure Nieren und sie ein Schweinsknöchel mit Sauerkraut. Hierbei bereitete es ihr großes Vergnügen, Jakob anlässlich der Bearbeitung des Knochens zeigen zu können, daß sie sehr wohl mit Gabel und Messer umzugehen verstand; auch legte sie besonderen Wert darauf, ihren kleinen Finger zierlich in die Höhe zu heben, sobald sie die Gabel zum Mund führte. Dies und sachkundige Bemerkungen über die Zubereitung des Sauerkrauts machten auf Jakob großen Eindruck, und da außerdem zu allem Ueberflusse an diesem Finger ein kleines Ringlein mit blühendem Rheinkeisel steckte, so glaubte er bald, noch nie eine so hübsche Hand gesehen zu haben. Als sie dann später wieder tanzten, drückte er sie heimlich; freute sich, als Mina ihm dies nicht nur erlaubte, sondern durch leisen, aber deutlich wahrnehmbaren Gegendruck ihrem Empfinden Ausdruck verlieh.

Er begleitete sie nach Haus; unter der Haustür, im dunkeln Gange, gab es noch längeres Verweilen, bis es dreiviertel zwölf schlug und Jakob zur Kaserne mußte, die nicht allzu weit von der Wohnung des Steuerkommissärs entfernt lag. Jakob war sehr befriedigt von diesem Sonntag; sein Wunsch, noch mehrere dieser Art zu erleben, fand Gewähr. Es folgten manche Sonntage, an denen zwar nicht immer Tanz war, die aber regelmäßig Jakob und Mina zusammensahen, soweit nicht gelegentlich militärische Gründe hindernd im Wege standen. Auch nach seiner Militärzeit blieb Jakob diesem Verhältnis treu, da er neben recht stattlichem Sparkassenbuch noch andere Vorzüge an Mina entdeckte, die in ihrer Gesamtheit angenehme Blicke in nahe Zukunft gestatteten.

Nachdem er noch einige Zeit bei seinem Meister, dem Hofschuhmacher, gearbeitet hatte, beschloß er im Einverständnis mit Mina, sich selbstständig zu machen und zu heiraten. Der Meister versprach Aufträge für erste Zeit, wenn nötig; weiterhin. Nichts stand im Wege, eigenes Heim zu gründen. Mit Hilfe des Sparkassenbuchs kauften sie sich eine neue Einrichtung bei einem Möbelschneider; miete-

ten im Vorstadtviertel Wohnung von drei Zimmern, deren vorheres sich Jakob als Werkstatt einrichtete, die beiden anderen waren Wohn- und Schlafzimmer. Nach einem Jahr kam erstes Kind, ein Knabe, anderthalb Jahre später das zweite, diesmal ein Mädchen. Jakob meinte, das sei genug; seine Frau, die beim zweiten Kind schweres Wochenbett gehabt hatte, sagte nicht nein. Das Weib ging ordentlich, er hatte feste und gute Kundschafft, auch der Hofschuhmacher, der sich nicht mehr mit Reparaturen abgab, hatte Vorkerkhalten, schickte fast Tag für Tag Arbeit; auch die Familie des Steuerkommissärs, bei der Mina gedient hatte, Herrin Sueselsohlen; weil Jakob zuverlässig bediente, konnte ihn Frau Kommissär bei Bekannten empfehlen: Folge davon war, daß sich das Sparkassenbuch, das durch die Aussteuer beträchtliche Verminderung erfahren hatte, langsam wieder zu füllen begann. Auch an den Kindern erlebten sie mancherlei Freude; sie wuchsen herzlich heran, legten allmählich Unarten ab, lernten neue hinzu, aber das war weiter nicht schlimm; sie waren gottseidank gesund; bald kam der Knabe in die Schule — Zeit verging! — und das Mädchen war auch beinahe schon so weit: da kam der Krieg! Jakob Findeisen wußte, was Pflicht war. Auf kleinen Zetteln stand es, seit Jahr und Tag. Als dritter Mobilmachungstag kam, fand er den Schuhmacher in einem mit Holzbänken eingerichteten Güterwagen als den Gefreiten Jakob Findeisen, in feldgrauer Uniform, mit Gewehr und Tornister. Fahrt ging lange und wurde zurecht ermüdend, so sehr alle zu Beginn der Fahrt fröhliche, mutige, zukunftsfrohe Vieder gesungen hatten, allmählich wurde man schläfrig, begann vor sich hinzuböfeln, langsam kam Nacht und die rübe Erdöl-lampe war nicht geeignet zu fröhlicher Stimmung. Jakob Findeisen verschliefte sich in einer Ecke, und während er müd und wie zerschlagen von Zeit zu Zeit andere Stellung einnahm, wurde Abschied von Weib und Kindern, der in der allgemeinen Begeisterung recht zuverlässig und erlebnisdurstig vor sich gegangen war, bewußter und Trennung begann deutlich zu werden. Dem Jakob Findeisen war, vielleicht infolge seines Handwerks, das ihn den ganzen Tag zum Stillstehen zwang, vielleicht auch infolge Veranlagung, im Grunde ein besinnlicher Mensch, der sehr gerne las und auch an allerlei Disputen über Gott und die Welt besondere Freude hatte, auch hatte er eine Zeitlang sehr innige Beziehungen zu einer Sekte gehabt, die sich aus lauter kleinen Leuten zusammensetzte, Handwerker und Kaufleute, ein paar Vorarbeiter und Unterbeamte an der Bahn oder Post. Vorsteher dieser Gemeinde war ebenfalls ein Schuhmacher und ein ehemaliger Geselle jenes vornehmen Meisters gewesen, durch ihn hatte damals Jakob Eingang in die Gemeinde gefunden. Wenn er auch in der Folge der Sekte nicht beitrug, hauptsächlich weil seine Frau hierfür weniger Interesse hatte, wie sie denn überhaupt das lebenslustige Element in der Ehe war, so ging doch vom Weltbild und der Lebensauffassung jener Leute manches bewußt und unbewußt in ihn über und blieb auf den Grunde liegen, um nun auf schläfriger und unruhiger Fahrt zum Schlachtfeld dämmern aufzutauchen. Hier war es, daß zum erstenmal der Gedanke eines Todes in der Schlacht lebendig wurde; ihn ergriff, erschreckend und seinem friedfertigen und aus Rücksicht eingestellten Handwerkerstand unverständlich, die Gewalt jener Stimmungen, Tatsachen, Ziele und Zwecke, die der Vorbildete als „Problem des Krieges“ nicht deutlicher zu umschreiben pflegt. Schließlich siegte Müdigkeit über die Gedanken, und Jakob Findeisen sank in unruhigen Schlaf, aus dem ihn zuweilen das Halten des Juges aufschreckte, ohne ihn wach zu bringen. Am andern Morgen fuhr man schon durch feindliches Gebiet; kurz nach acht Uhr mußten alle auf kleiner Station den Zug verlassen.

Was in den folgenden Monaten geschah, ist allgemein bekannt; es ist kein Grund, hierauf näher einzugehen. Jakob Findeisen erlebte die Geheide des deutschen Heeres. Er marschierte mit den andern vorwärts, hatte teil an jenem gewaltigen Vorstoß gegen die Hauptstadt feindlichen Landes, und als die Zeit gekommen war, da sich die Truppen in die lehmige Erde Frankreichs eingruben, nahm auch Jakob Findeisen seinen Spaten zur Hand und half einen Schützengraben ausheben. Tage und Nächte gingen über ihn wie über alle Kreatur, und er teilte die spärlichen, aber oft sehr innigen und auch herzhaften Freuden und die vielen Leiden seiner Kameraden, von denen bald der eine fiel, der andere verwundet und der dritte krank wurde. Ueber ihn aber schien Schicksal zu wachen, daß ihm nichts zustoße, und tatsächlich geschah ihm, abgesehen von unbeutendem Streifschuß, nichts, selbst wenn in allernächster Nähe Granate einschlug, die andere Leben und Blut kostete: der Unteroffizier Jakob Findeisen blieb verschont. Manchmal, wenn er untertags im Unterstand lag und droben krachten Geschosse, so daß keine Rede von Ruhe oder Schlaf sein konnte, empfand er, stumpf vor sich hinstarrend, in merkwürdiger und durch keinerlei Schrednisse beirrten Sicherheit: daß ihm bestimmt sei, Frau und Kinder wiederzusehen. Aber dies machte ihn nicht leichtsinnig und verwegen, er blieb ruhiger, etwas einsilbiger Mensch, tat gewissenhaft, was er zum Schutze für notwendig erachtete, ohne darüber Pflichten zu vergessen; denn zugleich mit jener unerklärlichen und unneubaren Gewißheit empfand er deutlich Verpflichtung zu tiefer Dankbarkeit und Demut gegen den, der schützend seine Hand über ihn hielt. Eines Tages, als er während einer besonders heftigen Beschießung jene wunderbare Gewißheit fast körperlich empfand, schrieb er mitten im feindlichen Feuer dem Vorsteher jener Sekte einen Brief. Darin teilte er mit, was ihm hier draußen

offenbar geworden, und daß er jetzt glaube, die Brüder und Schwestern der Gemeinschaft seien auf rechtem Wege; auch er wolle ihnen angehören. Er knüpfte daran die Bitte, man möge ihn in das Gebet der Gemeinde einschließen, und, da er hoffen dürfe, bald Urlaub zu bekommen, so werde er ihn dann aussuchen, um in aller Ordnung in die Reihe der Gläubigen aufgenommen werden zu können.

So verbrachte Jakob Zindeisen im Schützengraben ein tapferes und Gott wohlgefälliges Leben, und da er verlässlicher Mensch war, hatten ihn Vorgesetzte und Kameraden gern, obwohl seiner engere Kameradschaft schloß; denn er war wortkarg und selten zu heiterem Geklapper aufgelegt und Karten spielte er auch nicht oder nur selten und ungern. Nieher sah er irgendwo an eintzermachen geschützter Stelle, dachte an Frau und Kinder oder machte sich sonst Gedanken. Natürlich erhielt er von Hause fast mit jeder Post Päckchen und Briefe; auch die Kinder schrieben zuweilen von Dingen, die junges Herz erfüllten. Tag kam, der ihm Heimaturlaub brachte, auf den er sich schon lange gefreut und den er erwartete hatte wie eine Braut den Tag der Vermählung.

Mit dem eigentümlichen Gefühl eines Mannes, der große Kette in Länder antritt, die er vor vielen Jahren gesehen und deren Bild er seitdem bewahrt hatte in einem mit Behmut und stiller Sehnsucht und gewisser Hoffnung gemischtem Gefühl, wöhermaßen trat Jakob Zindeisen seinen Urlaub an. Er nahm Abschied von den Kameraden, die zurückbleiben mußten, sagte auf Wiedersehen, und er wolle schauen, ob er nicht unterwegs irgendwo den Frieden finde. Mit so kümmerlichem Witz hoffte er den Kameraden über kleine, ein wenig neidische Gedanken hinwegzuhelfen, die er auf Gesichtsern sah. Und ging durch Kaufgräben zurück zur Ruhestellung, von da zur Etappe und dann mit anderen Urlaubern zusammen zur Bahn. Sie fuhren abends weg, schliefen die Nacht durch leichtlich; als es Tag wurde, befanden sie sich innerhalb Deutschlands. Jakob wachte auf, schaute zum Fenster hinaus, rief sich die Augen und rief, indem er seinen Nachbarn etwas unfaßt und aufgeregter aus dem Schlaf weckte: „Du, guck mal, dort läuft einer mit einem Strohhut!“ Dies merkwürdige Bild wollte ihm zuerst nicht geläufig werden, nachdem er ganzes Jahr lang nur Menschen mit Helm und Mützen gesehen, erschien es sonderbar und fast unerklärlich, daß es Männer gebe, die nicht den Rock des Königs trügen. Sein verblüffter Ausruf brachte die anderen wach; bald war reges Leben in dem Abteil; jeder spürte wie er langsam seinem Ziel näher getragen wurde und es überfiel sie ein Gefühl wie es wohl ein Zugvogel empfinden muß, wenn er nach langem und anstrengendem Flug in der Ferne Wiesen und Seen seiner nordischen Heimat erkennt. Eigentümlicher Mäusch und beglückendes Herzklopfen bereiteten Jakob Zindeisen allmählich immer bekanntere Bilder heimlicher Blumen und die vertrauten Laute seines Dialektes, den er auf den Bahnhöfen von Frauen und Männern sprechen hörte. Und dann, nachdem es Mittag geworden war, glitt der Zug an das Schattenbild seiner Stadt heran, stieß gegen erste Häuser der Vororte, um endlich leuchtend und langsam auspendelnd in die Halle des Bahnhofes einzufahren. Jakob, der vor Ungeduld ein um das andere Mal nachgeschaut hatte, ob er auch nichts habe liegen lassen, streckte den Kopf zum Fenster hinaus und sah im langsamen Vorüberfahren seine Frau und Kinder erwartend auf dem Bahnsteig stehen, winkte und stieg, als der Zug endlich hielt, unbeholfen aus; denn er sah nur undeutlich Tritt und Weg und viele Menschen, die an ihm vorbeiströmten, da seine Augen sich mit einem feuchten Schleier zu bedecken begannen; aber dann fühlte er Hand und Mund seines Weibes und hörte die Stimme seiner Kinder, und da war alles gut.

Er ging mit ihnen langsam und etwas schwerfällig durch die Stadt, an vornehmen Villen vorbei, davor schön gepflegte Hausgärten in Blüte standen, durch die belebten Straßen, in denen viele Menschen gingen, die freundlich und herzlich ihn kommen sahen und aus deren Augen der Gedanke schaute: da kommt ein Urlauber aus dem Feld! Er sah die Elektrische und die Kraftwagen, viel Militär, junge Soldaten, die noch ausgebildet wurden, alle Landstürmer und Offiziere, sah die großen Kaufhäuser mit allerlei verlockenden und schönen Dingen angefüllt; und alles machte ihn befangen und unsicher; es war lange her, daß er dies gesehen; Bild der Heimat, das draußen allmählich entstanden war, wollte nicht zu diesem Leben und Treiben passen. Fast schien es Traum, daß er durch die Stadt und friedliches Leben ging, vielleicht war auch Leben da draußen nur Traum, langer, häßlicher und gefährlicher Traum: da fühlte er die Hand seines Knaben, und dann kam ein Offizier den er grüßen mußte, und jähe Klarheit, daß er weder träume noch geträumt habe. Aber als er nach Hause kam, alles unverändert antraf und Frau und Kinder ihm erzählten, wie es gehe und allerlei Klagen vorbrachten über dies und jenes oder lachten über Dinge, die inzwischen geschehen waren und von denen er nichts wußte: da ergriff ihn wieder seltsame Bekommenheit; schwere, dumpfe Welt von Gedanken nahm von ihm Besitz. Er verstand manches nicht mehr, das war ihm langsam klar ge-

worden in kurzer Spanne Zeit, seit er den Zug verlassen und durch das Leben der Heimat gegangen war; die kleinen Sorgen und Klagen seiner Frau kamen ihm absonderlich vor, da sie nicht der Rede wert schienen gegenüber gefährlichem Erleben da draußen, und vollends die Heiterkeit und spärlichen Genüsse, von denen Frau und Kinder viel Aufsehens machten, konnte er gar nicht begreifen; es schien ihm Sünde, das Herz an solche Dinge zu hängen, während draußen Leben und Tod nebeneinander gingen wie Brüder. So entging ihm vollständig, daß seine Frau, der die dumpfe Befangenheit und der trübe Ernst des Mannes aufstiel, absichtlich all dies erzählte, um ihn aufzuheitern. Während er auf dem Sofa saß und eine Tasse frischgekochten Kaffee trank, stieg in ihm Angst auf; es war, als ob er in unerklärlichen Schlafwandel geraten sei. Um sich zu überzeugen, trat er an das Fenster und schaute auf die Straße. Gegenüber war kleines Vorstadtkino, zwei Häuser weiter eine Wirtschaft. Die bunten und grellen Bilder des Lichtspieltheaters fielen ihm entgegen und taten seinen Augen weh wie häßliche Schreie, und er schüttelte seinen Kopf. Er schaute zu, wie junge Burischen und Mädchen lachend und mit löpelfastigen Scherzen hineingingen, zuweilen kam ein aufgeputztes Fräulein heraus und schaut mit frechem Lächeln die Vorübergehenden an. Manchmal klang auch von drinnen, von Musikautomaten gespielt, Melodie eines Gassenbauers und füllte die Straße mit leichtsinnigem Lärm. Jakob Zindeisen hatte all dies früher schon hundertmal gesehen; es war ihm nie eingefallen, darüber sich Gedanken zu machen; aber als sein Blick an einem der schreienden bunten Bilder hängen blieb und er näher zusehend eine Szene dargestellt fand, wie eben ein Verwundeter verbunden wurde von einer Pflegerin, die mit leichtem abgeschmacktem Lächeln auf den Mann nieder sah; da stand plötzlich wilder und blutiger Insturm farbiger Truppen vor seiner Augen, und er hörte, deutlich, gräßlich, grausames tierisches Brüllen, plötzlich Maschinengewehre, in ihre Linien hineinklopfend und sie vor der Stellung niedermähdend, daß Tote und Verwundete in Haufen umherliegen. Immer noch in gespannter Erinnerung jenes Angriffes vermutete er Schreien auch wirklich zu hören; griff unwillkürlich neben sich, um sein Gewehr zu fassen. Er griff in das Leere, und als er, jäh erwacht, genauer aufmerkte, so war es ein johlendes, heiseres Gelächter aus der Schenke gegenüber, Hart am offenen Fenster der Wirtschaft sah eine kleine Gesellschaft von jungen und älteren Männern, alle schon angezrunken; einer hatte die Kellnerin auf seinen Schoß gezogen und griff ihr an den Hals, anscheinend um das kleine Medaillon, das sie an einem Ketten trug, heranzuholen. Die Kellnerin wehrte sich mit bleichem Lachen und kniff den jungen Mann in den Schenkel, so daß er von ihr abließ. Das aber reizte einen der Gesellschaft zu einem Witz, den alle johlend belachten, einer schlug auf den Tisch, daß Gläser tanzten; ein anderer sagte unflätige Worte dazwischen. Jakob Zindeisen, der alles mit feinerem, kaum vernehmlichem Entsetzen mitangesehen und angehört hatte, wurde weiß; seine Hände krampften sich zusammen. In diesem Augenblick kam seine Frau herein, ging zu ihm ans Fenster, sah die lärmende und betrunkenen Gesellschaft; als dann einer den Versuch machte, der Kellnerin Nest seines Bieres in offene Bluse zu schütten, aber sich selber damit beschmutzte, da mußte auch die Frau lachen über diesen dummen und schlægängenen Witz. Als Jakob Zindeisen seine Frau lachen hörte, mitleiden mit den wüsten Gesellen da unten, ergriff ihn wilde und bestimmungslose Wut, die in ihm aufstieg und ihn würgte, so, daß er keine Worte fand. Er fühlte plötzlich kurzen, scharfen Schlag in seinem Kopf, wie wenn eine Kugel oder ein Granatsplitter glatt hindurchschlüge, zugleich raste jäher Schmerz in seine Augen und ein Zaumeln trieb durch seinen Körper. Das Lachen und das Treiben da unten peitschten in seine Gedanken die ganze Sinnlosigkeit dieser Zeit; ein vergifteter Nebel stieg auf; Gasangriff; Dämmerung war plötzlich... Schrei und Haß und blinde Wut tobten an die Oberfläche seines Bewußt.

Zahl, undeutlich, verzerrt stießen sich die Dinge um ihn; sein Blut jagte gegen die Schläfen; Hämmer eines Maschinengewehrs, Welle kam, leuchtend, stürzend, springend, mit entfesselten Gebärden. Seine Augen wurden starr, groß, blutig; die Hände griffen; Körper stürzte gegen Körper; die Kinder rissen die Türe auf, Schrei, ranneten die Treppe hinauf; seine Finger krallten sich um den Hals der Frau, rot, eine rote Wand loderte vor ihm, Flammen, Sturz, schwer, leblos, und dazwischen Schrei; dann Nücheln. Dann Stille.

Ein Gewicht preßte ihn nieder: da lag seine Frau, blaues Gesicht; fremd, starr, die Augen aufgerissen.

Jakob Zindeisen schüttelte den Kopf. Dumpfes Brausen war noch immer in ihm. Es war etwas geschehen... sinnlos.

Die ganze Sinnlosigkeit dieser Zeit... die ganze Sinnlosigkeit dieser Zeit.

Rain, murmelte er. Rain. Ich habe meinen Bruder Abel erschlagen. Es ist etwas geschehen. Sinnlos. Blut. Tod. Feld der Ehre. Die ganze Sinnlosigkeit dieser Zeit. Rain, Rain, Rain....